

ISLAM UND STAAT

Gedanken und Beobachtungen zur Rolle des Islams bei der Modernisierung des Orients

VON BERTOLD SPULER

Als der Gründer des Islams, Mohammed, im Jahre 632 starb, war er der Herr eines beträchtlichen Teiles der arabischen Halbinsel und zugleich für den größten Teil der Bewohner dieses Gebietes der Gesandte Gottes, der Prophet einer neuen Religion. Die Zahl derer, die ihn dafür hielt, wuchs von Tag zu Tag.

Damit war Mohammed gelungen, was den Stiftern aller anderen Weltreligionen versagt blieb. Buddha starb zwar eines natürlichen Todes, aber von einer politischen Machtstellung, die er besaß, konnte keine Rede sein. Jesus Christus starb am Kreuze und Mani in einem persischen Gefängnis. Allenfalls Moses hatte bei seinem Tode gleichzeitig die Stellung eines politischen Führers und eines Propheten inne. Aber die mosaische Religion ist zwar Hochreligion, aber nicht eine der Weltreligionen, die weite Gebiete und viele Völker umfassen.

So mußten sich also der Buddhismus, das Christentum und der Manichäismus mit einem religiös entweder gleichgültigen oder feindlichen Staate auseinandersetzen. Diese Religionen waren immer wieder versucht, Kompromisse mit der weltlichen Macht einzugehen, sie ordneten sich gewissen Formen des staatlichen Lebens unter: es sei nur an die im Christentum bis heute lebendige „Diözese“ der römischen Reichsverfassung um 300 erinnert. Daß Buddhismus und Christentum sich mit der Zeit in weiten Gebieten der Welt durchsetzten, hatte zur Voraussetzung, daß es diesen Religionen immer wieder gelang, einen mächtigen Herrscher für sich zu gewinnen, der dann seine Untertanen geschlossen zu diesen Religionen hinführte. Es sei nur an Karl den Großen, Wladimir den Heiligen oder (bei einem Konfessionswechsel) Heinrich VIII. von England erinnert. Es gibt wohl kein größeres Volk, das nicht durch die Gewinnung eines Herrschers und nachfolgende staatliche Verfügung, die auch durch einen Eroberer oder Kolonialherrn ausgeübt werden konnte, geschlossen für das Christentum gewonnen worden wäre. Für den Buddhismus lassen sich ähnliche Beispiele aus Tibet oder Ceylon anführen, und wo — wie in China oder Japan — kein strikter Befehl zum Übertritt dazukam, ist der Buddhismus nicht zur alleinherrschenden Religion geworden, soweit die Glaubensveranlagung der Ostasiaten überhaupt nach derartiger Ausschließlichkeit strebt. An dem schließlichen Untergang des Manichäismus ist wesentlich die Tatsache schuld, daß es ihm außer in dem kurzlebigen Groß-Uigurischen Reiche im östlichen Innerasien (762 bis 840) nirgends gelang, eine einflußreiche Dynastie für sich zu gewinnen. Verfestigt doch erst die Tätigkeit der jeweiligen Geistlichkeit eine derartig „eingeführte“ Religion in der zweiten oder dritten Generation.

Ganz anders war die Lage im Islam. Er hat eine Krise gleich nach Mohammeds Tode während der ersten Generation (Ermordung 'Omars, 'Othmāns, 'Alīs) ohne Schwächung überstanden und damit in der Geschichte der Weltreligionen etwas einmaliges vollbracht: der Islam konnte sich seit den Lebzeiten seines Stifters in einer islamisch geführten unabhängigen politischen Ordnung entwickeln, er konnte von vornherein diesen neu entstehenden Staat nach seinen Lehren, nach seinen Idealen formen und in eroberten Ländern vorgefundene politische Einrichtungen seinen Idealen angleichen. So entstand eine Theokratie als ideelles Leitbild, wobei die politische Führung seitens der Chalifen auch religiöse Funktionen mit einschloß und die Theologen und Rechtsgelehrten, etwa durch Fetwas, auch politisch-kulturelle Aufgaben hatten. Der Islam hat Märtyrer fast nur im Kampf gegen äußere Feinde oder bei dem Streite der einzelnen Konfessionen (etwa im 16. Jahrhundert in Iran) kennengelernt; Muslime, die wegen ihres Bekenntnisses von

politischen Machthabern oder Anhängern anderer Religionen hingerichtet worden wären, finden sich bei dieser Lage kaum.

Auf zwei Umstände muß noch hingewiesen werden. Wo die politische Ordnung die göttliche Weltordnung verkörpert, weil diese der Religion ihre Existenz verdankt, kann Auflehnung wider die staatliche Ordnung (wenigstens von seiten der Regierenden) leicht als Kampf wider die Religion ausgelegt werden. So kommt es, daß die Spaltung des Islams in drei Konfessionen, Sunniten, Schiiten und Charidschiten, auf einer unterschiedlichen Interpretation des göttlichen Führungswillens in seiner Gemeinde beruht. Nur von diesem für den Islam zentralen Punkte her konnte das Gefüge des islamischen Staates geordnet, konnte ein islamisches Staatswesen aufgebaut werden. Die Aufspaltung des Islams in drei Konfessionen während der ersten Generation nach Mohammed hat dazu geführt, daß die islamische Staatstheorie sich von vornherein in drei (nach dem fast völligen Aussterben der Charidschiten in zwei) Grundtypen entwickelt hat. Seit dem Jahre 658 (d. h. 26 Jahre nach dem Tode seines Stifters) hat der Islam keine irgendwie namhafte Ab- und Aufspaltung mehr erlebt: eine Tatsache, die ihn ebenfalls von den anderen Weltreligionen unterscheidet. Es liegt im Sinne dieser Entwicklung, wenn auch nach diesem Auseinanderfallen des Islams in Konfessionen sich Widerstände gegen die politische Ordnung häufig ideologisch, in Form einer neuen religiösen Überzeugung oder zum Teil außer-islamisch beeinflusster neuer Sekten, geltend machten. Konnte die bestehende politische Ordnung doch gerade dann mit besonderem Recht angegriffen werden, wenn man ihre religiös-dogmatische, theokratische Legitimation bestritt. Namhaften oder dauernden Erfolg hat dergleichen freilich nicht gehabt.

Ein zweiter kennzeichnender Zug des Islams ist sein Verhalten anderen „Buch-Religionen“ gegenüber. Der Koran schreibt für sie unter gewissen Bedingungen Duldung und innere Selbstverwaltung vor. Man kann aber zweifeln, ob diese Vorschrift wirklich so weit eingehalten worden wäre, wie das (trotz gelegentlichen Verfolgungen) schließlich geschehen ist, wenn der Islam als einzige Weltreligion nicht in der einzigartigen Lage gewesen wäre, daß er — profan gesprochen — keine „siegreiche Konkurrenz“ erlebt hat. Nach Mohammed hat es in- und außerhalb des Islams keinen Religionsstifter gegeben, der mit dem Anspruch, den Islam zu übertreffen oder zu vollenden, wirklich Erfolg gehabt hätte und der der Gründer einer neuen Weltreligion geworden wäre. Damit sah der Islam sich und seinen Anspruch, die letzte und endgültige Religion zu sein, schon früh und mit wachsender Zeit immer mehr als durch den Gang der Ereignisse bestätigt an. Wo dieser Anspruch in Frage gestellt wird (wie im Babismus und Behaismus Persiens oder der Ahmedijja-Bewegung in Indien im 19. und 20. Jahrhundert), da reagiert der Islam äußerst scharf. Die Überzeugung der Muslime, die endgültige Religion zu besitzen, war infolgedessen so stark, daß sie auch in dem riesigen Raume zwischen dem Indus und Spanien, den sie etwa 100 Jahre nach dem ersten Auftreten des Propheten besaßen, nicht daran dachten, ihren Glauben aufzugeben, obwohl die Araber dabei mit Kulturen in Berührung kamen, die ihrer damaligen Kultur zweifellos überlegen waren. Ganz anders hatten sich z. B. die Germanen und Slawen der Völkerwanderungszeit verhalten, die keine vorherige Offenbarung erlebt hatten und sich nun der Religion ihrer Untertanen und Nachbarn sehr rasch anschlossen.

Freilich zeigten die muslimischen Araber anfangs keine Lust, andere an ihrer bevorzugten Stellung als Besitzer der (für sie) wahren Religion und politischen Macht teilhaben zu lassen. Es bedurfte der nachhaltigen Bemühung vom Islam innerlich ergriffener Kreise, die nur kurzfristig von einem Chalifen, nämlich 'Omar II. (717—720), unterstützt wurden, um die Aufnahme von Syrern, Irakern, Kopten und Persern in den Islam durchzusetzen. Schließlich erwies sich 750 n. Chr. die Beseitigung der Omajjaden-Dynastie (im Osten) als notwendig, um die Idee des islamischen Staates als einer Theokratie (die er sein mußte) durchzusetzen. Auch wenn die Motive der neu Übertretenden nicht immer rein religiöser Natur waren,

vielmehr auch auf dem Streben nach sozialer Gleichstellung und finanzieller Entlastung beruhten, so wurde dem Islam dadurch sehr viel neues Blut zugeführt: und die Söhne und Enkel der Übergetretenen waren auf jeden Fall durch ihre Erziehung echte Mitglieder der Gemeinde, ohne Rücksicht auf eventuelle soziale Motive des Übertritts ihrer Ahnen. Ist es doch dem Islam unter den Abbasiden gelungen, rassische oder (später in Indien) Kasten-Unterschiede weitgehend zu überbrücken: die Muslime fühlten sich mehr und mehr als Brüder, in einem viel höheren Maße, als das z. B. im Christentum über die Völker und Rassen hinweg der Fall war.

Als ein besonders wichtiger Gewinn für den Islam erwies sich der Übertritt des persischen Volkes. Es brachte eine tiefe religiöse Vorstellungskraft mit sich, die zur Entfaltung der Mystik (Tasáwwuf) wesentliches beitrug und hier der Leistung der Iraker (und auch der Syrer) durchaus ebenbürtig zur Seite steht. Auch sonst haben Perser zur Entwicklung der islamischen Theologie viel beigetragen. Die Perser waren aber auch die Träger einer uralten Kultur, und ihrer Mitwirkung ist es wesentlich zu verdanken, daß der Islam seit dem 8. Jahrhundert eine Kultur entwickeln konnte, mit der sich die abendländische der damaligen Zeit nicht vergleichen läßt. Ihr Kulturbewußtsein verwehrte es den Iranern aber auch, wie so viele andere neu bekehrte Völker einfach die arabische Sprache anzunehmen, und sie haben in dem etwa zwei Jahrhunderte währenden Ringen der Schu'übija die Gleichberechtigung ihrer Kultur und auch ihrer (freilich stark arabischen durchsetzten) Sprache erreicht. Gerade das war für die Entwicklung des Islams ungeheuer wichtig: indem er Völker in sich aufnahm, ohne die Aufgabe ihrer nationalen Eigenart von ihnen zu fordern, wurde er erst wirklich zur übernationalen, zur Weltreligion. Dadurch war die Pforte zu einem Weg aufgestoßen, auf dem die Türken, die Inder und späteren Pakistaner, die Indonesier, die Berber und so viele andere in ihrer nationalen Eigenart zu Muslimen werden konnten.

Die innere Entwicklung des Islams wurde mit der Aufnahme des Hauptanliegens der Mystik und der inzwischen entwickelten Formen der Volksreligion (Turba, Maulid usw.) durch al-Ghazzālī — einen Perser — um 1100 vorläufig abgeschlossen. Der Islam hatte nun jenen Tiefgang, jene menschliche Weite und jenes Gefühl der Verbundenheit erreicht, die ihn zu einer um die menschliche Individualität und ihre Seele besorgten, allem Menschlichen adäquaten Religion machte. Er war eine Religion ohne Sakramente und ohne Kultbilder, ohne geistliche Weihen, ohne einen theologisch unfehlbaren Leiter und ohne Konzilien zur Regelung etwa auftretender Streitigkeiten. Und doch erreichte er es, daß sich etwa 92 Prozent seiner Anhänger zu einer Konfession dieser Religion, der Sunna, bekennen. Der Rest verteilt sich fast ausschließlich auf die einzelnen Richtungen der Schi'a, von der eine (die Ithnā'ascharīja) übrigens erst im 16. Jahrhundert durch die Safawiden zum Bekenntnis so gut wie aller Perser und der meisten Aserbaidschaner gemacht worden ist. Die Schi'a ist dann freilich zum echt nationalen Bekenntnis dieser beiden Völker geworden.

Wenn etwa 92 Prozent der Muslime ein und derselben Konfession des Islams (mit den sich gegenseitig anerkennenden Madhāhib — Rechtsschulen) angehören, so besitzt diese damit ein Übergewicht, wie in keiner anderen Religion eine einzelne Konfession. In dieser Form hat der Islam (z. T. freilich mit Gewalt, z. B. zur Zeit Tīmūrs oder in Bengalen im 15. Jahrhundert) ganze Völker für sich gewinnen können, die früher christlich oder manichäisch, buddhistisch oder hinduistisch oder auch Heiden waren. Kein Volk, das den Islam einmal angenommen hat, ist ihm — bis heute — wieder untreu geworden. Nur da und dort haben sich einzelne Volksteile, übrigens vielfach unter scharfem Druck, von ihm ab- und z. B. dem Christentum zugewandt, so unter den Tataren in Rußland und unter den Andalusiern nach der spanischen Rückeroberung. Viele dieser Bekehrungen waren übrigens nicht von Dauer. Aufs Ganze gesehen haben die muslimischen Nationen, von denen seit dem 15. Jahrhundert immer neue unter europäische und damit christliche (z. T. Kolonial-)Herrschaft gerieten, diese für sie bisher unerhörte Situation einer andersreligiö-

sen Oberherrschaft intakt überstanden: ganz anders als noch die Balkanvölker außer den Griechen zur gleichen Zeit unter osmanischer Herrschaft, von denen jeweils beachtliche Teile (wenn nicht wie bei den Albanern die Mehrzahl) sich dem Islam zuwandten. Keine der großen Weltreligionen hat sich vor Verlusten an den Islam schützen können; nur er hat bisher keine ins Gewicht fallenden Verluste an eine andere Religion gehabt, hat nie den Abfall eines ihm zugehörenden Volkes zu einer anderen Religion gesehen. Schließlich ist der Anspruch des Propheten Mohámmed, der letzte Prophet und der letzte Gründer einer (mithin endgültigen) Weltreligion zu sein, nur dem Islam — historisch gesehen — nicht durch das Auftreten einer anderen Weltreligion widerlegt worden.

Es ist begreiflich, daß solche Tatsachen bewußt oder unbewußt, gefühlsmäßig, den Muslim mit Stolz erfüllen und ihn sehr fest mit seiner Religion verbinden. In dieser Haltung hat er, wie 1258 den Untergang des abbasidischen Chalifats, so 1924 den Untergang des türkischen Chalifats überstanden, und es hat sich gezeigt, daß das seit Jahrhunderten entwickelte muslimische Gemeinschaftsgefühl sich ohne Krise auch neuen staatlichen und politischen Situationen anzupassen vermag.

Damit sei die islamische Religion als die Kraft über allen Kräften (und Zentren) des Orients beschrieben, gegen die auch heute noch in Vorder- und Mittelasien nichts auszurichten ist. Bevor wir auf die einzelnen Kräfte (und Zentren) eingehen, sei noch ein Bild der zahlenmäßigen Bedeutung des Islams gegeben, damit man eine Vorstellung von der Zahl der Menschen hat, die uns heute als Muslime in der Welt gegenüberstehen. Man muß dabei auch im Auge behalten, daß dem Islam in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Missionserfolge beschieden gewesen sind.

In Europa und Asien stößt der Islam heute an andere wohletablierte Weltreligionen an. Die Organisation von Missionszentren, die man hier errichtet hat, soweit der Islam nicht, wie in der Sowjetunion oder in China, in seiner Bewegungsfreiheit überhaupt gehemmt ist, haben, aufs Ganze gesehen, bescheidene Erfolge aufzuweisen, wenn man auch nicht übersehen sollte, daß es in allen europäischen Ländern und in Amerika dauernd Bekehrungen zum Islam gibt. Die Zahl der Deutschen, die jährlich Muslim werden, liegt mindestens bei 100 (davon wohl gut die Hälfte bei Eheschließungen mit Muslimen) und ist damit jedenfalls zehnmal so hoch wie die Zahl der Muslime, die von allen Missionsgesellschaften zusammen z. B. in Ägypten jährlich für das Christentum gewonnen werden. Trotzdem ist die organisierte Mission eine letztlich dem Christentum entnommene Idee, kein wirklich dem Islam adäquates Vorgehen. Sie hat ihren Mittelpunkt, vielfach von der Ahmedijja getragen, heute im mittleren und östlichen Afrika, wo sie als Konkurrenz der christlichen Mission auftritt.

Hingegen sind es (wie bei den nestorianischen Christen in Mittelasien im frühen Mittelalter) weithin die Kaufleute und Händler, die als Werber des Islams wirken, vielfach bewußt, oft aber auch unbewußt. Wenn sie sich in einem Randgebiet des Islams in Afrika niederlassen, wirken sie auf die umwohnenden, meist animistischen Afrikaner als Träger einer höheren Kultur und Zivilisation, der diese sich zur Erhöhung ihres Lebensstandards gern anschließen möchten. Die Kaufleute lassen für sich und ihre Familien meist bald einen Imām kommen, sie errichten eine Moschee, und die sich längs der Handelsstraßen an Raststationen aufreihenden Moscheen sind deutliche Zeichen für Weg und Art der Ausbreitung der neuen Religion.

Der Islam begnügt sich bei diesen Kreisen weithin mit dem ja einfachen Glaubensbekenntnisse: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohámmed ist sein Prophet, sowie der Annahme einiger zum Teil äußerlicher, Verpflichtungen, wobei der Verzicht auf den Genuß von Alkohol zweifellos positive Wirkungen auf die Bevölkerung hat. Er paßt sich dem geistigen Niveau der Neubekehrten an, er verlangt kein Verständnis verwickelter dogmatischer Tatbestände, er zwingt nicht zur Auflösung etwa bestehender Mehrehen, er erlaubt die Beibehaltung manchen Brauchtums der

Volksfrömmigkeit. Die rasch folgenden Derwische treten als Berater in allerlei Nöten des Tages auf, sie erziehen die Kinder zu wirklichen Muslimen, sie geben den Bekehrten das Gefühl, in eine religiöse, aber auch soziale Gemeinschaft eingegliedert zu sein, in der es keinen Unterschied der Rasse und der Herkunft gibt, in der auch die Kastenschränken Indiens wenigstens im Grundsatz überwunden sind. Der Bekehrte fühlt sich also mit Stolz als Muslim, auch wenn er — objektiv gesehen — vielleicht gar manches am wirklichen Islam fehlen läßt.

Da an den Rändern des islamischen Siedlungsgebietes überall Sunniten wohnen, so ist es stets das gleiche Bekenntnis, mit dem der Neubekehrte in Berührung kommt. Konfessionsschwierigkeiten gibt es — anders als im Christentum — fast nicht, wo immer auch der Neubekehrte auf einen muslimischen Nachbarn stößt. Die Ausbreitung des Islams in Afrika zeigt deutlich den Fortschritt, den diese Religion in den letzten Jahrzehnten gemacht hat und der von keiner anderen Religion auch nur annähernd erreicht wird.

Ein paar Zahlen mögen das illustrieren:

In Nigeria hat sich der Islam zwischen 1935 und 1952 von 8 auf 15 Millionen verdoppelt, in Uganda ist er von 1925 73 000 bis 1940 auf das Zehnfache 720 000 gewachsen, in Tanganjika zwischen 1914 und 1952 auf das Zwölfwache, von 250 000 auf über 3 Millionen, gestiegen. Fest ebenso ist er in den früher belgischen und den portugiesischen Kolonien gewachsen. Schon heute ist von etwa 150 Millionen Afrikanern mehr als die Hälfte, nämlich 85 Millionen, Muslim ($2\frac{1}{2}$ mal so viele wie 1914). Wenn auf einem islamischen Kongreß in Lahore im Januar 1958 unter großem Beifall gesagt wurde, Afrika müsse ein islamischer Erdteil werden, so ist das ein Ziel, das heute nicht mehr als utopisch bezeichnet werden darf.

Dazu kommt die rasche natürliche Vermehrung der Muslime: in Ägypten von 10,2 Millionen (1912) auf 18 Millionen (1947) und etwa 22—23 Millionen jetzt, in der Türkei von 11,2 Millionen (1911) auf 27,7 Millionen (1960), in Indien und Pakistan von 66,6 Millionen (1911) auf 94 Millionen (1948) und gut über 100 Millionen jetzt, in Indonesien von 35 Millionen (1905) auf 102 Millionen (1965). Natürlich sind statistische Angaben in einzelnen islamischen Ländern unsicher, und so kann eine ganz genaue Zahl nicht gegeben werden. Es steht aber fest, daß heute an die 400 Millionen Menschen Muslim sind, daß jeder achte Mensch sich zum Islam bekennt. Dabei sind Pakistan und Indonesien heute die größten islamischen Länder, und nach manchen Schätzungen beträgt die Zahl der chinesischen Muslime heute schon 30 Millionen, also wesentlich mehr, als es Muslime etwa in Ägypten oder im Maghreb gibt: auch diese zahlenmäßige, freilich nicht geistige Verschiebung sollte im Auge behalten werden.

Damit ist aber der Islam als Religion, nicht so sehr als Kultur heute wie eh und je eine feste, eine — wie alle praktische Erfahrung zeigt — für die christliche Mission und die kommunistische Doktrin (soweit sie sich als Ideologie gibt) unzerstörbare Größe, mit der auch der Nicht-Muslim in der Zukunft ebenso zu rechnen hat, wie in der Vergangenheit. Er prägt den Menschen wie eh und je im Gefühl einer weltweiten Bruderschaft und macht damit auch reif für eine Auffassung vom Staate, die für den Muslim nur den islamisch geprägten und geführten Staat als legal hinstellt: der Idee eines religiös neutralen Staates im Sinne etwa Nehrus steht der Muslim verständnislos gegenüber, weil dem Muslim ein Staat gar nicht religiös indifferent sein kann: echter, wahrer, im Sinne der göttlichen Führung organisierter Staat ist der islamische Staat Pakistan, was ja der „Staat der Reinen“ bedeutet, auch wenn man dem persischen Wort Pak „rein“ eine künstliche Deutung als Abkürzung nach den Anfangsbuchstaben seine Bestandteile, gibt.

Die eben genannten Zahlen nennen einfach Muslime als solche. Das ist insofern berechtigt, als das Zusammengehörigkeitsgefühl der Anhänger des Propheten wesentlich stärker ist als das der Christenheit. Das Vorhandensein eines allen Muslimen gemeinsamen Heiligtums, der Ka'ba in Mekka, des Ziels der Wallfahrten, wo sich Muslime aller Auffassungen und aller Länder treffen, hat zur Belebung

dieses Gemeinschaftsgefühls seit eh und je mächtig beigetragen. Aber der Islam ist so wenig eine Einheit wie das Christentum; wir sahen, daß seine Aufspaltung in in Konfessionen sehr alt ist. Jede von ihnen hat — neben der Ka'ba — ihre besonderen Zentren. Sie fallen besonders bei der kleineren der beiden islamischen Hauptkonfessionen, der Schī'a, auf, also bei jenem Bekenntnis, dem Persien heute so gut wie geschlossen angehört. Da das schiitische Bekenntnis den Glauben an einen von Gott eingesetzten Leiter der Gemeinde einschließt, der Nachfahr des Propheten sein muß, so haben sich die Begräbnisstätten solcher Leiter, der sogenannten Imāme, häufig zu Heiligtümern und Wallfahrtsorten entwickelt; auch Gräber von deren Verwandten werden häufig verehrt. Nun ist die Schī'a, anders als die Sunna, in eine Reihe von Konfessionen aufgespalten, die sich gegenseitig nicht anerkennen, da jede dieser Untergruppen ihren eigenen Imām als den allein berechtigten Führer der Gesamtgemeinde anerkennen muß; so gibt es für alle diese Untergruppen verhältnismäßig viele Heiligtümer. Einige von ihnen sind mit großen Bibliotheken und bedeutenden theologischen Ausbildungsstätten verbunden. Sie dürfen als die bedeutendsten Zentren des schiitischen Islams angesehen werden: Meschhed und Qomm in Persien, Kerbelā im 'Irāq sind wohl die allerwichtigsten davon.

Lange Jahrhunderte hindurch verfolgt und unterdrückt, hat die Schī'a in einer leidvollen Geschichte gelernt, sich ohne und gegen den Staat zu organisieren. Sie hat diese festgefügte Organisation auch dann beibehalten, als sie da und dort die Macht errungen hatte, vor allem in Jemen im Laufe des Mittelalters (mit allerlei Unterbrechungen) und dann in Persien zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Auf diese Weise üben die schiitischen geistlichen Zentren vermittels ihrer wohlgegliederten Geistlichkeit in Persien auch heute noch einen namhaften geistigen, aber auch politischen Einfluß aus, naturgemäß im Sinne einer strengen Religiosität und einer konservativen Haltung. Die Bedeutung der schiitischen geistigen Mittelpunkte in diesem Lande kann kaum überschätzt werden. Dabei gibt es heute in Persien keinen sichtbaren Leiter der Gesamtgemeinde, keinen Imām, mehr, da der letzte (zwölfte) lebende seit 873 „in der Verborgenheit residiert“ und erst am Ende der Tage wiedererwartet wird. Die leitenden geistlichen Fürsten Persiens, von denen zu Zeiten ein einzelner, zuletzt der 1961 gestorbene Burūdscherdī, als Autorität für den ganzen Staat anerkannt wird, sind also keine Imāme in diesem Sinne.

Demgegenüber haben andere, kleinere schiitische Gemeinschaften aber noch einen Mittelpunkt ganz anderer Art: einen von Gott unmittelbar eingesetzten, inspirierten Leiter, also ein lebendes Zentrum, dem sie zu gehorchen haben und das sie zu leiten vermag. Unter den mehreren Imāmen dieser Art (die sich natürlich gegenseitig nicht anerkennen) sei als der bekannteste der Mann genannt, der den Titel (nicht den Namen!) Agha Chān trägt. Sein Einfluß beruht vor allem auf der Tatsache, daß er seinen Gläubigen, vor allem in Pakistan/Indien sowie in Ost-Afrika, die auf Erden wandelnde Inkarnation der göttlichen Führung seiner Gemeinde ist. Die Geschenke, die seine Jünger diesem ihrem Leiter darbringen, haben wesentlich zum Wohlstande des Agha Chān beigetragen. Ein irdischer Repräsentant Gottes auf Erden (hierin etwa dem Dalai Lama Tibets vergleichbar) könnte große politische, soziale, wirtschaftliche, geistige Bedeutung haben, wenn die Zahl seiner Anhänger größer wäre. Nur dadurch, daß sie recht beschränkt ist, tritt der Agha Chān als auch politischer Mittelpunkt seiner Anhänger nicht so stark in Erscheinung. (Seine zeitweilige gesellschaftliche Stellung innerhalb des britischen Empire spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle.)

Neigt der schiitische Islam seiner Natur nach zur Herausbildung geistiger Zentren, so ist diese Eigenschaft dem sunnitischen Islam weit weniger eigen. Er hat zwar die große Mehrheit der Muslime für seine Anschauungen gewinnen können, aber er hat keine festgefügte Hierarchie entwickelt. Es gibt keine Persönlichkeit, die etwa dem Papst oder einem Kardinal, die etwa einem schiitischen Imām vergleichbar wäre. Auch die Muftīs sind mehr zu richterlichen als zu religiösen Funktionen

berufen. So sind die Gemeinden und ihre geistlichen Leiter bei aller engen Verbundenheit im Glauben organisatorisch weitgehend unabhängig voneinander und lassen sich von dieser Seite her etwa den presbyterianischen Independents oder den Kongregationalisten vergleichen. Diese Struktur hat dem sunnitischen Islam nichts von seiner Schlagkraft, von seiner inneren Standfestigkeit oder seiner Werbekraft nach außen hin geraubt. Da überall dort, wo der Islam an nicht-islamisches Gebiet stößt, das sunnitische Bekenntnis vorherrscht, wird fast allein der sunnitische Glaube in neue Missionsgebiete vorgetragen und vermehrt dadurch das Übergewicht dieser Konfession absolut und relativ. Aber äußerlich kennzeichnende religiöse Zentren kann man bei einer solchen Organisation nur wenige nennen. Das ohne Zweifel bedeutendste ist die Azhar-Universität in Kairo, eine Anstalt, die lange nur eine philosophisch-theologische Hochschule war, die aber in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zu einer Volluniversität ausgebaut wurde. Aber ihre Seele, das Kernstück ihrer Bedeutung, besteht noch heute aus ihrer theologischen Fakultät, die von sunnitischen Muslimen aus aller Welt besucht wird. Natürlich bilden die Ägypter die Mehrzahl der Studenten; neben ihnen kommt die Hauptmasse aus Afrika, den arabisch sprechenden Teilen ebenso wie den von Negeren bevölkerten. Die Zahl der Studierenden aus Asien ist demgegenüber nicht allzu bedeutend.

Wer Jahre hindurch an der Azhar studiert hat, der ist für sein Leben geprägt, der wird die unerschütterliche, ganz auf der theologischen Tradition aufbauende Glaubensgewißheit des Azharī stets beibehalten und in seiner Gemeinde, unter seinen Schülern verbreiten. Es gibt noch weitere sunnitische Zentren dieses Gepräges, etwa in Tunis oder Marokko, deren Einfluß hier ebenso stark ist, nur daß die Studentenzahlen wesentlich geringer sind. Auch die Universität des Pandschāb in Lahore (West-Pakistan) muß als ein gewichtiger Mittelpunkt islamischen Selbstbewußtseins genannt werden. Der Einfluß dieser Lehranstalten ist so vielfältig und so schwer im einzelnen wiederzugeben oder abzuschätzen, wie etwa der Einfluß einzelner zentraler Universitäten bei uns; dazu ist die Begabung und die Durchschlagskraft einzelner Studenten während ihres späteren Lebens zu verschieden. Aber andere sichtbare religiöse Zentren gibt es im sunnitischen Islam wohl kaum.

Gegen den Islam läßt sich in dem weiten Raume zwischen Marokko und Indonesien nichts unternehmen, und selbst die kommunistischen Länder wie die Sowjetunion oder China sind mit ihm nicht fertig geworden. Wer in dem genannten Raume seine Stimme wider den Islam erhebt, schließt sich zumindest aus der Gesellschaft aus, wenn ihm nicht Schlimmeres passiert. Viele tun daher in steigendem Maße etwas, was man vielfach im Abendlande gesehen und vielleicht auch gelernt hat, was eine gar nicht mehr allzu dünne Schicht von Gebildeten ebenso eifrig nachahmt, wie vieles andere aus dem Westen: man schweigt über den Islam. Man läßt ihn zwar nicht völlig auf sich beruhen (freilich kommt auch das schon vor), aber man dispensiert sich stillschweigend von einer ganzen Reihe seiner Gebote, ohne deren Gültigkeit in irgendeiner Form etwa anzufechten. Mit anderen Worten: der schweigende Abfall der Massen, den mancher christliche Theologe als ein Charakteristikum der christlichen Existenz heute ansieht, hat auch im islamischen Raume um sich zu greifen begonnen.

Wie überall bei der Übernahme von Ideen und Kulturgütern ist hier gegenüber dem Westen eine zeitliche Phasen-Verschiebung zu beobachten. Es sind, wie bei uns im Zeitalter der Aufklärung und des Liberalismus, vielfach die gebildeten, besonders aber die halb-gebildeten Kreise, die Menschen mit eigener Urteilskraft, die islamische Gebote stillschweigend auf sich beruhen lassen. Die Stufe, wo die Religiosität vor allem in der breiten Masse der Werktätigen keinen Widerhall mehr findet, während weite Kreise der Gebildeten sich in einer Neubesinnung wieder, und nun mit neuem Eifer, der Religion zuwenden, ist im Islam noch nicht oder

erst im frühen Anfangsstadium erreicht. Dabei soll aber nicht gesagt sein, daß auch diese Phase der Entwicklung im Islam ebenso eintreten muß wie bei uns.

So gibt es also heute gerade unter den Gebildeten und das heißt weithin: unter den Studierenden, allerlei Muslime, die das fünfmalige Gebet nicht mehr einhalten, die am Freitag Mittag nicht mehr regelmäßig dem Gemeinde-Gottesdienst beiwohnen, die sich mehr oder minder ausgiebig vom Alkohol-Verbot dispensieren und dafür allerlei Vernunftgründe vorzubringen wissen. Die Kenntnis der heiligen Schrift des Islams, des Korans, die Vertrautheit mit den Grundfragen des Glaubens ist in diesen Kreisen sehr zurückgegangen. Die heilige Sprache des Islams, das Arabische, hat außerhalb der arabischen Länder viel von ihrer Verbreitung eingebüßt. Viel weniger Perser oder Pakistaner als noch vor einer, oder gar vor zwei Generationen, beherrschen diese Sprache noch heute wirklich gut, und in der mittleren und jüngeren Generation der Türkei ist die Kenntnis des Arabischen weithin untergegangen. Die meisten Türken im Alter bis zu 45, 50 Jahren können auch die arabischen Buchstaben gar nicht mehr lesen. — Um auch einige Extremfälle nicht zu verschweigen: Es gibt türkische Professoren, die beim Besuch eines islamischen Heiligtums lediglich von Fetischismus sprechen; andere, die sich rühmen, seit 30 Jahren keine Moschee mehr zu kultischen Zwecken betreten zu haben, die aber christliche Gottesdienste besuchen, weil ihnen dort die Predigt etwas sage, was bei der Ansprache eines muslimanischen Geistlichen nicht der Fall sei. Ein Professor war beleidigt, weil ich ihm während einer Einladung zum Mittagessen keinen Wein anbot (was ich Muslimen gegenüber nie tue); ich hätte ihn für so rückständig gehalten, daß ich glaubte, er mache sich aus dem koranischen Weinverbot noch etwas.

Wenn dem aber so ist, so sind das nur äußere Zeichen dafür, daß der „schweigende Abfall der Massen“ im Fortschreiten ist, und zwar vor allem in den Städten. Unter diesen Umständen beginnt aber die Kraft der erwähnten religiösen Zentren allmählich zurückzugehen, nicht weil man sie, wie im Rätebunde, mit Gottlosen-Parolen bekämpft, sondern weil man nicht mehr auf sie hört. So treten ganz leise, aber doch deutlich spürbar, andere Einflüsse an ihre Stelle, solche von nicht-religiösen Zentren, also der großen Städte als solcher. In Ost und West zeigen die großen Städte, vor allem die Landeshauptstädte, heute ein rapides Wachstum; in ihnen ballt sich von Tag zu Tag mehr die Masse der Bevölkerung. Wie dürftig einer auch in ihnen wohnen mag, wie gering sein Einkommen auch sei: nur hier gibt es die wirkliche Chance für einen sozialen Aufstieg, für ihn selbst oder für seine Kinder oder auch seine Enkel. Wie groß auch immer einzelne rote Flecken auf der Islam-Karte sein mögen, die alle auf dicht besiedelte, ganze Landschaften hinweisen, wie das Niltal, die nordafrikanische Küste, wie Ost-Pakistan und Indonesien: die Bauern, die hier in großer Anzahl wohnen, leiden überall an dem relativen Rückgang der landwirtschaftlichen Einnahmen gegenüber Einkünften aus städtischer Arbeit. Oder aber, sie sind gerade in der Lage, sich und ihre Familie kümmerlich zu ernähren (soweit nicht Fälle von Hungersnot vorkommen), nicht aber, aus ihrer landwirtschaftlichen Arbeit geldlichen Gewinn zu erzielen. Ich brauche dieses bekannte Problem im einzelnen hier nicht zu erläutern. So bleiben also lediglich die Städte, insbesondere die Groß-Städte, als echte Zentren, auf dem Gebiete der Wirtschaft und der Politik ebenso wie auf dem Gebiete der Kultur und der geistigen Bewegungen. Auch in diesen Mittelpunkten des morgenländischen Lebens sind da und dort Erscheinungen des Libertinismus, des Nihilismus, auch des Kommunismus zu Hause. Weithin tritt das nationale Moment in vielerlei Schattierung bis hin zum extremen Nationalismus neben das islamische Gemeinschaftsgefühl, oder auch an seine Stelle. Auch in mancher islamischen Großstadt fängt allmählich das Dienstbotenproblem an, eine Rolle zu spielen, und wird die Zahl der Personen, die im Dienen ihr Genüge finden, Hausmeister, Fahrer, Krankenschwestern, Fürsorgereinen und dergleichen, nicht gerade größer. Nun ist der soziale Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen Stadt und Land hier noch wesentlich größer als bei uns. Wer einmal in der Stadt lebt, zieht nicht mehr aufs Land zurück. Da die

Universitäten fast überall in den Großstädten liegen, kommt jeder Student mit solchen unweigerlich in Berührung, oft auch in Übersee, wenn er eine der zahlreichen Gelegenheiten zu einem Studium im Auslande wahrnimmt und nun also die noch ganz anders entwickelten Städte (weithin ebenfalls Großstädte) in West oder Ost kennenlernt. Hat ein solcher Student seine Prüfungen abgelegt, so erwartet er eine rasche und leichte Karriere, so möchte er möglichst bald in die wohlhabende Schicht derer aufsteigen, die er während seiner Studien kennenlernte, soweit er nicht ohnehin aus dieser Schicht stammt und ein Großstadtkind ist. Er wird also ebenfalls unter allen Umständen in der Großstadt bleiben, wird sich hier als Rechtsanwalt, als Arzt, als Chemiker, als Ingenieur niederlassen: mit der Folge, daß z. B. die ärztliche Versorgung des flachen Landes immer mehr zu einem schwerwiegenden Problem wird. Versuche, dem abzuhelpen, wie sie einige Regierungen unternahmen, daß nämlich jeder Arzt vor der Zulassung eine Reihe von Jahren auf dem flachen Lande arbeiten müsse, haben nur sehr spärlich Erfolg gehabt. Ich kenne Mediziner, vor allem Medizinerinnen, z. B. in der Türkei, die lieber überhaupt auf die Ausübung ihres Berufes verzichten, als eine solche Vorbedingung zu erfüllen. Es gibt überdies gar manchen Weg, um auch ohne sie in der geliebten Stadt zu einer Praxis zu kommen, die keineswegs immer sehr lukrativ sein muß. Freilich muß man bei all dem sofort hinzufügen: Man kann es jungen Ärzten vielfach auch nicht übelnehmen, wenn sie nicht weit hinaus aufs Land gehen: gerade im Orient wird der soziale und kulturelle Abstand zwischen Stadt und Land heute größer, nicht geringer. Eine ärztliche Praxis in abgelegenen Landesteilen, der Türkei ebenso gut wie des Irāqs oder Ägyptens oder Pakistans, die moderne medizinische Methoden anwenden will, ist fast unmöglich. Die Einrichtung der Praxis mit den nötigen Instrumenten, mit ihrer Pflege und Ergänzung wäre außerordentlich schwierig. Aber auch eine große Zahl der Patienten wird sich wehren, nach solch modernen Grundsätzen behandelt zu werden. Für einen Arzt ist es in diesen Gegenden natürlich nach wie vor unmöglich, etwa mit einer Patientin auch nur zu sprechen, geschweige denn, sie wirklich zu untersuchen. Eine Ärztin, die das könnte, wäre dem Leben in einem solchen Dorfe, dessen Milieu ihr völlig fremd ist, auch als Frau einfach nicht gewachsen. Hier sind noch sehr urtümliche Heilmethoden im Gebrauche, hier hängt man auf Schritt und Tritt an magischen Vorstellungen, die ein bedeutender deutscher Orientalist einmal in der rauhen, aber richtigen Formulierung zusammengefaßt hat: „Als wirksamstes Heilmittel säuft man das Waschwasser seines Imams.“

Die Tatsachen, die sich aus diesen Sachverhalten ergeben und die entsprechend auch für die Anwendbarkeit der modernen Technik, moderner Agrarmethoden usw. gelten, machen den Regierungen der islamischen Länder vielfältige Sorgen. Man mag dabei hinzufügen, daß auch in nichtislamischen Ländern, etwa Indien oder Birma, aber auch Griechenland oder Italien, sich eine ähnliche Entwicklung abzeichnet. In dieser Ballung der Intelligenz in den großen, vor allem in den Hauptstädten, die hier ein anschwellendes akademisches Proletariat zur Folge hat, während weite Gebiete der einzelnen Länder nach geschulten Kräften lechzen, liegt nicht nur eine Gefahr für die Stabilität der Regierungssysteme, die für ihre Staaten verantwortlich sind. Hier liegt auch eine der Grenzen, die der Entwicklungshilfe an solche Länder durch ausländische Mächte gesetzt sind. Unter diesen Umständen sollte allen, den Muslimen ebenso wie den Ausländern, an einer Steigerung des nationalen Ethos, des Opferwillens und auch der religiös getragenen Selbstdisziplin sehr viel gelegen sein. Dazu gehört als ein sehr wesentliches Element der Wille, nach abgeschlossenen Studien in die Heimat zurückzukehren und sein Wissen in den Dienst seines eigenen Volkes zu stellen. Nur wenn zu allen materiellen Voraussetzungen der eigene Wille zur Tat, das Ethos des Opfers um des Mitmenschen, um des Vaterlandes willen tritt, können in den Ländern des islamischen Lebensreiches die Zentren des Lebens zum Tragen, die Strömungen zur Wirkung kommen, von denen eine gedeihliche Zukunft aller Bewohner des Vorderen Orients abhängt.